

Das Gürtelblech von Bärswil

Autor(en): **Wiedmer-Stern, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde**

Band (Jahr): **5 (1909)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-178727>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

von Arbeitskräften zu betrauen, und zwar zunächst in der Schweiz, danach, als es hier nicht recht gelang, unter den reformierten Bewohnern des Languedoc und der Cevennen.¹⁾ Preussens Seidenfabrikation stand übrigens damals sowohl in der Spinnerei wie in der Färberei als auch in der Weberei hinter der schweizerischen zurück.

Das Gürtelblech von Bäriswil.

Von J. Wiedmer-Stern.



u den in den letzten Jahren neu entdeckten Grabhügeln gehört eine sehr interessante Gruppe, die sich zwischen Bäriswil und Krauchental auf einem bewaldeten Höhenzuge, dem sog. „Kriegholz“, befindet. Herr Oberförster Ammon, nun in Wimmis, konstatierte sie gelegentlich einer Planaufnahme und machte den Verfasser aufmerksam.

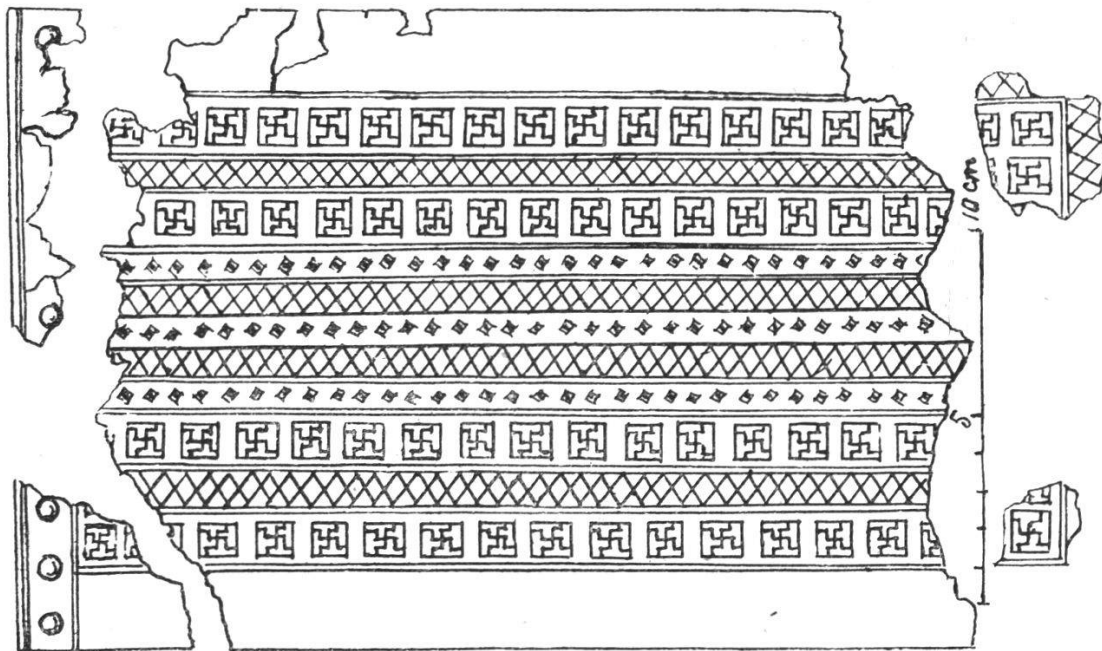
Das freundliche Entgegenkommen der Bürgergemeinde Bäriswil und privater Waldbesitzer ermöglichte im Frühjahr 1908 eine Untersuchung der 4 Hügel, über welche eingehender im Jahresbericht des histor. Museums pro 1908 rapportiert werden wird. Erwähnt sei, dass die Hügel einen sehr starken Steinmantel, der sich über ihre ganze Wölbung erstreckte, aufwiesen, sowie etwas lockerere Steinkerne aus oft sehr schweren Fündlingen und Rollsteinen im Innern. Besonders bemerkenswert aber ist, dass vor einem Zwillingshügel sich ein sehr deutlicher Doppelgraben in gerader Linie nord-südlich hinzieht und in 20 m Entfernung in einem stumpfen Winkel geradlinig nach Nordosten umbiegt, um im Terrain zu verlaufen. Der Umstand, dass der westliche Rand des Hügelmantels in den innern Graben hineinreicht, scheint darauf hinzuweisen, dass dieses merkwürdige Erdwerk bei Errichtung des Tumulus bereits vorhanden war oder sogar zu demselben in irgendwelcher Beziehung steht.

Waren die Funde in den zwei ersten Hügeln karg, so ergab der erwähnte Doppeltumulus ein desto erfreulicheres Resultat. Die Funde

¹⁾ Vgl. darüber des Verfassers Aufsatz: „Eine Denkschrift Antoine Courts usw.“ S. 96—99 und 110—112.

bestanden aus mehreren guterhaltenen Gefässen, zwei eisernen Lanzen-
spitzen, bronzenen Armringen, gravierten sog. Tonnenspangen, Ohr-
ringen, über hundert, zu zwei Armgarnituren vereinigten Ringen aus
Draht, Gürtelhaken, Paukenfibeln, einer hübschen Bronzenadel mit
profiliertem Hals und Scheibenkopf, und einem einschneidigen Eisen-
messer, das quer auf einem Teller lag, das typische Inventar der Hall-
stattgrabhügel des VI. und V. vorchristlichen Jahrhunderts.

Hat diese Ausgrabung auch mehrere Objekte ergeben, die der
Museumssammlung aus unserer Gegend noch fehlten, so war das will-
kommendste Stück doch ein Gürtelblech, das mit den weiter unten
zu besprechenden, getriebenen Ornamenten verziert ist. Leider scheint



Gürtelblech von Bärswil.

das Stück, das nicht sehr tief lag, bei früheren Reutarbeiten stark
gelitten zu haben; es war in weit über hundert Stücke gebrochen und
trotz grösster Aufmerksamkeit konnten nicht alle Teile wiedergefunden
werden. Es muss also Verschiedenes bei früherer Gelegenheit ver-
schleppt worden sein. Immerhin gelang es schliesslich, das Vorhandene
zusammenzufügen zu einer ziemlich grossen Mittelpartie; die Anschlüsse
an die beiden Stirnseiten waren jedoch nicht herzustellen, so dass nun
wohl die Breite des Schmuckstückes, nicht aber dessen Länge rekon-
struiert ist. Bemerkt sei noch, dass das Bronzeblech eine Unterlage
aus lederartigem Stoff hatte, der dicht mit in regelmässigen Reihen

angeordneten hohlen Bronzeknöpfchen besetzt war. Diese Stoffschicht lag auf einem hölzernen Brettchen.

Gürtelbleche sind in Grabhügeln unseres Landes aus der Hallstattzeit nicht gerade selten. Weitaus in den meisten Fällen sind sie aus dünnem Bronzeblech hergestellt und mit getriebenen Ornamenten, meist geometrischen, verziert. Vereinzelt kommen auch die in Süddeutschland und Oesterreich nicht seltenen figuralen Darstellungen, rohe Menschen- und Tiergestalten, vor. Es fehlen uns aber auch nicht eigentliche Prunkstücke, wie die goldenen Gürtelbänder mit Mäanderornamenten von Allenlüften, im bern. histor. Museum.

Das Exemplar von Bärswil gehört nun, wie die Abbildung zeigt, zu der gewöhnlicheren Kategorie der mit geometrischen Ornamenten geschmückten. Aber das Hauptmotiv ist die Darstellung des Svastika, des mystischen Zeichens des Heils, jedoch in einer Variation, die es nahe legt, dass es hier weniger mit dieser Bedeutung, als vielmehr rein ornamental verwendet worden sei.

Das Svastika (Fig. a) gehört mit dem Triquetrum und dem Ringkreuz zu den Heils- und Lebenszeichen, die nach Ursprung, Verbreitung und Verwendung hohes Interesse bieten und manches Gemeinsame aufweisen.

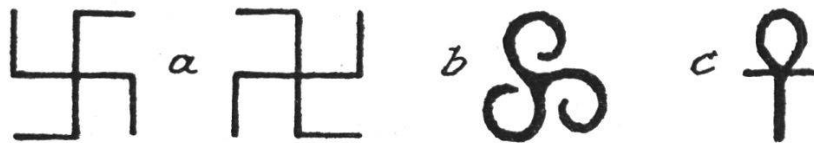
Das Triquetrum (Fig. b) kommt u. a. bereits auf lykischen Münzen des 6. und 5. Jahrhunderts v. Chr. vor, bei uns nicht selten auf Fibeln der Latène-Zeit, z. B. in Münsingen auf solchen des mittleren Latène in Grab Nr. 184.

Nahe verwandt, aber bei uns nicht vorkommend, ist die Crux ansata, das ägyptische Lebenszeichen (Fig. c), das in vielen Fällen in gleicher Anwendung auftritt, wie das Svastika. Auf ägyptischen Darstellungen ist es sehr häufig; über einen besonders interessanten Fall berichtet L. v. Rau in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte vom 25. Oktober 1890: „Phallus und Lingam, Yoni, die Crux ansata, auch die trojanische Venus beweisen schlagend, wie realistisch die Auffassung von der zeugenden Naturkraft im Altertum gewesen ist. Das merkwürdigste Denkmal, das mir in dieser Hinsicht vorkam, ist Ardanari Ismara, eine indische Gottheit: ganze nackte Figur auf einer Nymphäa, im Wasser stehend, rechte Seite männlich, linke weiblich gebildet, und höchst charakteristisch dargestellt. An der Stelle des Pudendum

findet sich die *Crux ansata*, quer gestellt. Es ist dies auch eine Art von *Conceptio immaculata!*“

Zu dieser, den Sinn dieser Zeichen als Lebenssymbole sehr deutlich zeigenden Darstellung hat wohl die interessantesten Analoga Schliemann in Troja gefunden. Direkt anschliessend an Ardanari Ismara ist vor allem das Bleiidol aus der verbrannten dritten Stadt anzuführen (Schliemann: *Ilios* Fig. 226). Die Vulva des Bildnisses (Aphrodite?) ist durch ein grosses, vorspringendes und mit erhabenen Punkten eingefasstes Dreieck dargestellt, in dessen Mitte das „Svastika“ mit nach links gekehrten Haken, also das *Sauvastika*, eingeschnitten ist. Nicht minder deutlich in seinem Sinne als Lebenszeichen tragen es die Urnen aus der fünften Stadt, welche menschliche Darstellungen sind mit weiblichen Merkmalen; auch sie tragen auf der runden, erhöhten Vulva das eingeschnittene *Sauvastika*.

Zahllos fanden sich *Svastika* und *Sauvastika*, d. h. das nach rechts oder nach links gerichtete Hakenkreuz, in Troja auf Spinnwirteln und andern Gegenständen.



Svastika Sauvastika

Nur wenig jünger als das Bleiidol aus der dritten Stadt von Hissarlik sind andere Belege für die Verbreitung des Hakenkreuzes in den Kulturländern der alten Welt, in China und Indien, auf den Schmucksachen aus den Königsgräbern von Mykene, auf griechischen Münzen des 6. und 5. vorchr. Jahrhunderts, dann auf etruskischen Fundstücken; mit dem Triquetrum, dem Pentagramm und andern Unheil abwehrenden Zeichen tritt es schon früh auch bei den Germanen auf. Hakenkreuz und Wagenkreuz finden sich auch in mittelalterlichen Miniaturen; bezeichnender Weise kommen sie z. B. in einem Manuskripte zu Salzburg auf dem Gewande eines Magiers vor.

Ueber die Deutung des Ursprunges von Triquetrum und *Svastika* gehen die Meinungen auseinander. Emile Bournouf in seiner *Science des religions* führt aus: Das *Svastika* und das *Sauvastika* stellen die beiden Stücke Holz vor, die man zur Erzeugung des heiligen Feuers

(Agni) vor den Opferaltären kreuzweise übereinander legte, und deren Enden rechtwinklig herumgebogen und mit vier Nägeln befestigt wurden, so dass man dieses hölzerne Gestell nicht verrücken konnte. An der Stelle, wo die beiden Holzstücke verbunden wurden, war ein kleines Loch, in welchem ein drittes speerförmiges Holzstück (Pramantha) vermittelst eines Strickes aus Kuhhaaren und Hanf so lange in Rotation versetzt wurde, bis sich durch die Reibung das Feuer entzündete. Dann brachte man dasselbe (Agni) auf den danebenstehenden Altar, wo der Priester das heilige Soma, den Saft des Lebensbaumes, darüber goss und es mit gereinigter Butter, Holz und Stroh zu einer grossen Flamme anfachte. — Burnouf ist ferner der Meinung, dass die Mutter des heiligen Feuers, Maya, die Repräsentantin der schaffenden Kraft war. Trifft dies zu, so wäre die Bedeutung des Hakenkreuzes auf der Vulva des Bleiidols und der Urnen von Troja bestätigt.

Die gleiche Ansicht vertritt Driesmann in seiner Publikation „Der Mensch der Urzeit“. Dieser Autor geht noch weiter und zieht eine Parallele zwischen Maya-Agni und Maria-Christus.

Wie die Ornamentik der ersten Eisenzeit sich vielfach beeinflusst zeigt durch hellenische und etruskische Elemente, so dürfte auch auf diesem Wege das Svastika zu uns vorgedrungen sein. Immerhin ist es hier an der Peripherie seltener als in den östlich und nordöstlich von uns gelegenen Zentren der Hallstattkultur.

Der 1900/01 durch das Schweiz. Landesmuseum in Zürich untersuchte Grabhügel im Wieslistein bei Wangen (Zürich), der mit denen von Bärswil ziemlich gleichaltrig sein dürfte, lieferte ein sehr hübsch gepunztes Gurtblech, welches im dritten Quadrat des Mittelfeldes das Svastika zeigt (s. Anzeiger f. Altertumskunde 1902/03, Nr. 1, Taf. II/I). Während es sich hier um ein sorgfältig, wohl mit der Strichpunze von Hand ausgeführtes eigentliches Svastika handelt, weisen die Hakenarme desjenigen von Bärswil eine rechtwinklige Fortsetzung zum Rande der Einfassungslinie auf. Vereinzelt kommt diese Nebenform wohl vor (vgl. Verhdlg. d. Berliner Ges. f. Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte v. 17. April 1886, S. 302), doch dürfte sie durchwegs als willkürliche Weiterbildung der Urform zu betrachten sein, meistens zu ornamentalen Zwecken. Nicht nur dieses Argument fällt für die Beurteilung des Gurtbleches von Bärswil in Betracht, sondern hauptsächlich auch, dass hier das Svastika mit ein und derselben Punze eingeschlagen wurde in einer Anordnung, die ihm durch die regel-

mässige vielfache Wiederholung den vorherrschenden Charakter des reinen Ornamentes gibt, dessen Reihen abwechseln mit denjenigen der Punkte und gekreuzten Linien. Hätte der Verfertiger das Hauptgewicht auf die mystische Bedeutung des Svastika legen wollen und weniger auf die ornamentale Wirkung, so würde er wohl eine weniger schablonenhafte Ausführung in korrekter Form vorgezogen haben.

Treffen diese Argumente zu, so läge hier eines der interessantesten Beispiele vor, wie eine bedeutsame Darstellung an der Peripherie ihres zeitgenössischen Verbreitungsgebietes leicht zum Ornament wird, trotzdem es dem Verfertiger an technischen Hilfsmitteln und Geschicklichkeit nicht fehlte, ihr die dem Sinn und der Bedeutung zukommende besonders sorgfältige Ausführung angeeignet zu lassen, sofern es ihm eben in erster Linie auf Betonung dieser Bedeutung angekommen wäre.

Johann von Ow, Herrenmeister des Johanniterordens.

Von W. F. von Mülinen.



Die Kirche der alten Johanniter-Commende Münchenbuchsee gehört zu jenen, die durch den Reichtum ihrer Altertümer den Besucher am meisten erfreuen. Vor allem sind es die Glasgemälde des Chores, die durch Alter und Schönheit gleich berühmt sind. Aber unser Auge bleibt auch haften am Masswerk der Chorfenster, am Taufstein, an der Kanzel, an Grabsteinen bernischer Vögte und ihrer Angehörigen, und an den Chorstühlen, deren einige noch dem 15. Jahrhundert entstammen.

Bei Anlass einer neuen Bemalung der Wände, die im Sommer 1908 vorgenommen wurde, ist unter dem abgehauenen Gips ein Wappenstein mit einer Inschrift zum Vorschein gekommen. Nachdem wir die letzten Spuren des Bewurfs entfernt, konnten wir lesen: Hoc opus fierij fecit frater Johannes de ov commendator. Darunter zwei Wappen, rechts: ein geteilter Schild, oben ein Leopard; auf dem Stechhelm als Zier ein Mühlrad auf einem Kissen; links: geviertet,